

Ehemaliger Galen-Kunde Esch*
Dem Baumaschinenhändler aufgesessen

Aufschrei von Bankvorständen übertrieben. Da mäßigt sich mein Mitleid".

Während dem Besucher der Gedanke kommt, daß der ehemalige Bankier womöglich zwischen Geld und Geld unterscheidet, bei Privatleuten und anonymen Kreditinstituten, präzisiert Galen: Verstehen könne er den allgemeinen Aufschrei schon. Da sei eben viel Geld verloren worden, sein eigenes zuallererst, und er habe sicherlich vielen, die hinterher lamentiert hätten, vorher auf die Zehen getreten: „So ist das nun mal, das charismatische Wunderkind nun endlich in die Pfanne zu hauen."

Daß aber jetzt Amtsrichter argumentieren, die Fluchtgefahr bestünde weiter, weil „der Graf Galen" doch gewiß nicht in der Wohnung im Frankfurter Arbeitervorort Griesheim wohnen wolle, die seine Frau gemietet habe, „das trifft mich". Diese Leute, sagt Galen und ist wieder bei seinem Thema, verkennen eben sein Elternhaus und seine Erziehung. „Kaviar hat es bei uns nie gegeben, obwohl das überall zu lesen stand." Viele Leute hätten bei seinem Ausscheiden aus der Bank nicht glauben wollen, daß er auch ohne Statussymbole leben könne: „Man braucht gewisse Möbel für die Bühne, aber wenn das Stück nicht mehr gespielt wird, brauche ich auch das Inventar nicht mehr."

Als um zwölf die Glocke zum Essenfassen ertönt – es gibt panierten Schweinebauch –, wird Galen von einem freundlichen Wachtmeister abgeholt. „Reinbringen tun Sie die Richter, wir sind hier, um Sie zu betreuen", hat ihm einer erzählt. „Das fand ich sehr gut, und das machen die auch so", sagt Galen noch. Dann verabschiedet er sich mit einem Lächeln: „Sie wissen ja, wo Sie mich finden."

* Mit seinen Anwälten Helmut Lorenz und Egon Geis am 29. 11. 1984 vor dem Hanauer Landgericht.

ATOMWAFFEN

Nie gefährdet

Die Selbstentzündung einer Pershing-Rakete in Heilbronn zeigt die Risiken dieses Bombenträgers.

Kim Philby, der britische Meisterspion in Moskaus Diensten, hat eine Idee. Er ist zwar inzwischen 73 Jahre alt und lebt in Rußland im Ruhestand. Doch seinem Verschwörerhirn ist ein diabolischer Plan entsprungen, wie man Margaret Thatcher aus dem Sattel heben, Großbritannien destabilisieren und die Nato auseinandernehmen könnte.

Das alles, eröffnet Philby seinen KGB-Genossen, sei leicht zu erreichen, wenn der sowjetische Geheimdienst auf einem US-Atomwaffen-Stützpunkt in England einen „nuklearen Unfall" inszeniere, von dem jeder glauben müsse, daß die Amerikaner ihn verschuldet haben.

Wenn eine Atomexplosion mitten im Frieden die Wohnsiedlungen rings um den Cruise-Missile-Stützpunkt Greenham Common verheere und dort ein Bombenpilz in den Himmel steige, dann gebe es kein Halten mehr: Die Wähler würden sich, so Philby, endgültig gegen die Atomrüstung und gegen das Bündnis mit den Vereinigten Staaten wenden. Dann hätte der Kreml seinen Kampf um Europa doch noch gewonnen.

Aber der Philby, der dies ersinnt, ist eine Romanfigur, sein Komplott erdichtet. Ihn und die Frage, ob der atomare Anschlag gelingt, beschreibt der neue Bestseller des englischen Thrillerschreibers Frederick Forsyth, der seine Philby-Phantasie unter dem Titel „Das vierte Protokoll" herausgebracht hat.

Kaum ist der Roman auf deutsch erschienen, gibt es Probleme mit der Wirklichkeit. Sie hat Forsyths Einfall noch nicht eingeholt, aber sie rückt ihm auf eigenwillig-undurchsichtige Art näher. Sie tut es auf deutschem Boden. Die Realität entwickelt mehr Erfindungsgeist als ein verknäulter Thriller. Und sie kommt wohl ohne die Mitwirkung des KGB aus: Amerikanische Raketenbauer und die U. S. Army, gedeckt von deutschen Regierungspolitikern, verfügen über alle notwendigen Talente und Gerätschaften, um einen Unfall wie im „Vierten Protokoll" ganz aus eigener Kraft zustande zu bringen.

Vorletzter Freitag, kurz vor 14 Uhr. Bei minus 20 Grad Lufttemperatur auf dem Raketenstützpunkt Waldheide über Heilbronn gehen zwei Dutzend vermummte Soldaten unter Aufsicht eines Captain daran, einen fünf Meter langen Stahlcontainer zu öffnen, der nicht lange vorher mit einer Sendung neuer Raketenteile in „Fort Red Leg" (wie sie die Basis nennen) eingetroffen ist.

Ein fahrbarer Kran ist herangerollt, um die tonnenschwere erste Antriebsstufe einer „Pershing 2" aus dem Container zu hieven. Die Stufe liegt noch nicht auf der danebenstehenden Lafette auf, da fängt sie ohne jede Vorwarnung von einer Sekunde zur nächsten an zu brennen wie ein riesiger Streichholzkopf.

Eine donnernde Feuerfontäne, 3000 Grad heiß, schießt aus dem Raketenrohr. Unter dem enormen Rückstoß bäumt es sich auf, verkeilt sich im hinteren Ende der Lafette und reißt den Kranwagen um. Druck und Feuer wie bei einer in die Länge gezogenen Explosion schleudern die Soldaten auseinander. Drei von ihnen, gegen Stahlteile geworfen und eingeklemmt, brechen ihre Knochen, ehe sie verbrennen.

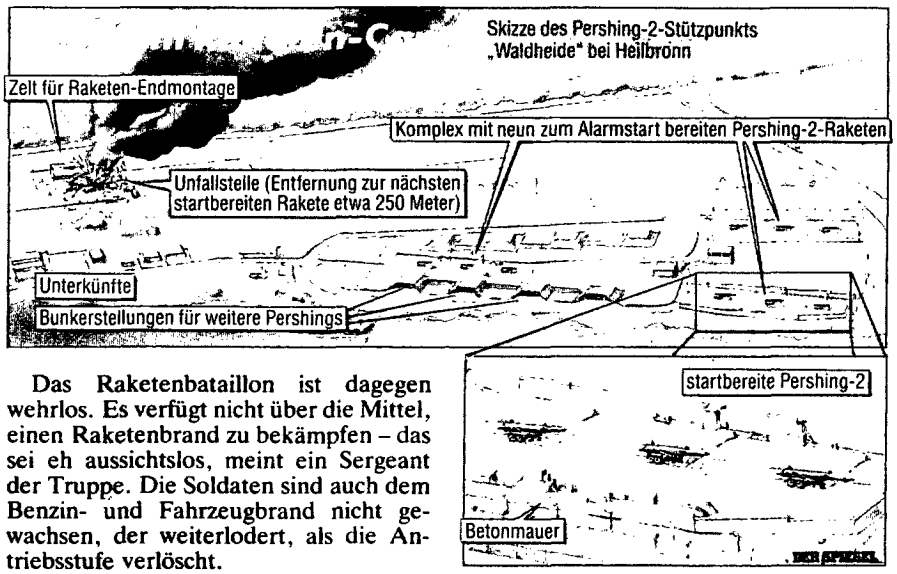
Zwei Minuten lang faucht die Antriebsstufe ihren Glutschweif schräg in die Luft, über eine Zelthalle hinweg, die in Brand gerät, und weiter in Richtung auf einen nur hundert Meter entfernten Forstweg am Rand des Stützpunkts. „Ford Red Leg" liegt mitten im Naherholungsgebiet der alten Neckarstadt, umgeben von Waldschänken, Spiel- und Grillplätzen.

Das US-Raketenbataillon in Heilbronn, eine der drei Pershing-Einheiten neben denen in Mutlangen und Neu-Ulm, hält auf drei betonierten Plätzen



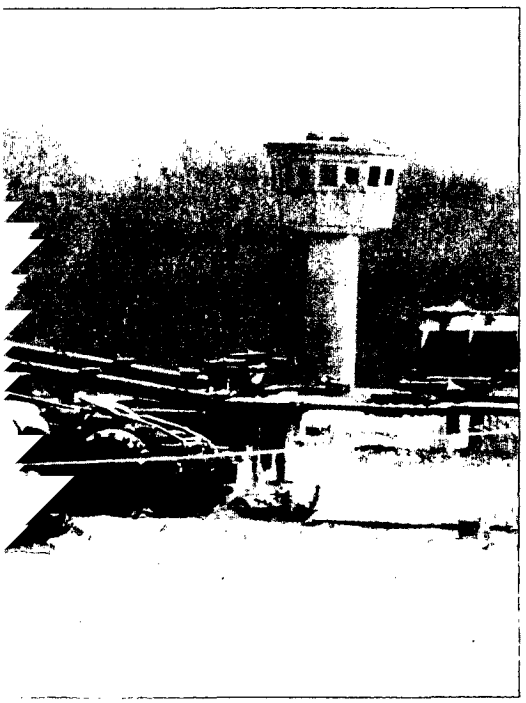
US-Basis „Waldheide" bei Heilbronn: „Kein

(„wie auf dem Präsentierteller" nach Ansicht von Rüstungsgegnern) ständig neun Pershing 2 in Alarm- und Feuerbereitschaft. Die stehen kaum drei Kilometer Luftlinie vom Zentrum der kleinen Großstadt (111 000 Einwohner) entfernt. Und nur 250 Meter neben den feuerbereiten Raketen mit den montierten Nuklearsprengköpfen hat sich die neue Antriebsstufe entzündet, drei Soldaten getötet, drei lebensgefährlich verbrannt, sechs schwer und sieben leicht.



Das Raketenbataillon ist dagegen wehrlos. Es verfügt nicht über die Mittel, einen Raketenbrand zu bekämpfen – das sei eh aussichtslos, meint ein Sergeant der Truppe. Die Soldaten sind auch dem Benzin- und Fahrzeugbrand nicht gewachsen, der weiterlodert, als die Antriebsstufe verlöscht.

Deutsche Feuerwehr muß heran. Rotes Kreuz und Arbeiter-Samariter versorgen die Verletzten, während GI-Trupps mit entsicherten Schnellfeuergewehren Zivilisten mit dem Schrei „No reporters!" fortscheuchen. Denn die Army bemüht sich vor allem darum, jenen Schaden zu begrenzen, den der



Flugverbot, wenn ein Motor ausbrennt"

Unfall in der Öffentlichkeit anrichten könnte. Auch amerikanische Fernsehleute dürfen das Militärgelände nicht betreten – nicht einmal zur Trauerfeier für die Opfer.

Die großen USA-TV-Netze bringen die Unglücksmeldung an jenem Freitag an erster Stelle in ihren Abendnachrichten und verweisen, wie „ABC News", auf die „vielen Fragen", die der Vorfall aufwerfe – während das deutsche Fernsehen die Sache mit gewohnter Gelassenheit herunterspielt. Es habe keine deutschen Toten gegeben, und „die Zivilbevölkerung ist zu keiner Zeit gefährdet gewesen", wie versichert wird.

Doch mehr noch als der Pershing-Tod ihrer Soldaten setzt den Pershing-Offizieren zu, daß sie schlichtweg keine Erklärung haben für die mörderische Selbstentzündung der Raketenstufe.

Schon 63 von den vereinbarten 108 Pershing-2-Geschossen hat die U.S. Army bisher in den deutschen Südwesten gebracht. Warum hat gerade dieses eine Triebwerk getan, was vorher niemand für möglich hielt? Warum ist es ohne erkennbaren äußeren Anlaß losgegangen? Denn es stimmt wohl, was der Kommandeur der Raketenbrigade, Raymond Haddock, beteuert: daß seine GIs nicht vorschriftswidrig gehandelt haben.

Sie haben die Antriebsstufe nicht fallen lassen, haben sie nicht zerquetscht, durchbohrt oder sonst so schwer beschädigt, daß der im Normalfall elektrisch aktivierte Zündsatz oder die hartgummiartige Masse der Treibladung hätten entflammen können. Bei extremer Kälte können in der Treibladung zwar Risse und Hohlräume entstehen, die den Lauf des Raketenmotors beeinträchtigen. Aber zur Selbstentzündung kann das nach einhelliger Expertenmeinung keinesfalls führen.

„Eher entzündet sich eine Schachtel Streichhölzer in einem Tiefkühlfach von selbst", als daß ein Feststoff-Triebwerk „bloß aufgrund der Kälte losgeht", erklärt Hiltmar Schubert, Institutsleiter der Fraunhofer-Gesellschaft in Bergdorf/Karlsruhe, ein Wissenschaftler mit 30jähriger Erfahrung in der Feststoffraketen-Entwicklung.

Schubert hält allenfalls für „theoretisch möglich", daß das Triebwerk sich durch eine unkontrollierte elektromagnetische Aufladung entzündet habe. Doch auch diese unsichtbare Gefahr sei von den Konstrukteuren der Pershing 2 ganz gewiß nicht übersehen worden.

Wenn aber ein kaum greifbares elektromagnetisches Phänomen mit schlimmen Folgen durch eine Raketenstufe geistert, kann dies nicht auch bei anderen Triebwerken geschehen? Ein „freak defect", eine bizarre Panne sei dies auf jeden Fall – da sind sich die Fachleute einig. Entsprechend schwer wird der Fehler zu finden sein für die Untersuchungskommission aus Raketenspezialisten der Army und des Herstellerwerks Martin Marietta, die mit den Überresten der ausgebrannten Stufe und den Aussage-Protokollen der Überlebenden das Rätsel lösen soll.

Ein bizarrer Defekt kommt bei der Pershing 2 nicht unerwartet. Diese Rakete „wird das unausgereifteste, anfälligste, am wenigsten geprüfte und erprobte und daher unzuverlässigste Waffensystem sein, das je an die Truppe ausgeliefert und in Dienst gestellt worden ist" – so bewertete der SPIEGEL im Juni 1983 die überhastete Entwicklungsarbeit an dem Geschoß. Eine militärische Notwendigkeit dafür gab es nicht; vielmehr wollte die Nato ihre Entschlossenheit zur Weiterrüstung zeigen.

Deshalb war die Serienfertigung der Pershing 2 schon im April 1982 beschlossen worden, obwohl die Tests mit der Neukonstruktion noch gar nicht begonnen hatten. Als es soweit war, zerplatzte die erste Stufe des ersten Testgeschosses 17 Sekunden nach dem Start.

„Von den 19 Pershing-Versuchen, die vor Aufstellungsbeginn in USA durchgeführt wurden, schlugen sechs total fehl. Weitere fünf zeigten Fehlleistungen des Antriebs- und des Zielsystems", resümierte die US-Fernsehgesellschaft ABC in einem Bericht über die Pershing-Pannen.

Trotzdem versicherte Manfred Wörners Staatssekretär Lothar Rühl letzte Woche, das Pershing-System sei „völlig in Ordnung", eine Pause in der Stationierung wäre „unsinnig". Rühl: „Man stellt ja auch nicht den Flugverkehr ein, wenn ein Flugzeugmotor ausbrennt."

Doch über die Tatsache, daß atomar bestückte Bereitschaftsraketen auf der Waldheide dicht am Unfallort standen, wird in Bonn nicht nachgedacht. Niemand weiß, was geschähe, wenn der Treibsatz einer Pershing in Alarmstellung von selber zündete. Sicher ist nur, daß die Army auch alarmbereite Raketen waagerecht lagert und sie erst unmittelbar vor dem Abschuß aufrichten würde. Ginge eine los, dann könnte sie sich nicht taumelnd in die Luft erheben und in die Nachbarschaft stürzen. Sie würde statt dessen gegen den Betonwall rund um die Stellung donnern und unvermeidlich die beiden Raketen nebenan in Mitleidenschaft ziehen.

Der Unfall, keine Frage, hat das Unvorstellbare wieder ein wenig wahrscheinlicher gemacht. Forsyths Philby-Plan ist der Wirklichkeit, auch ohne Philby und den KGB, ein Stück nähergerückt. ◆